

(Nachdruck verboten.)

Die Arena.

Roman von Vicente Blasco Ibañez.

Autorisierte Uebersetzung von Julio Brouta.

Allein in seinem Zimmer, fühlte er, wie plötzlich die durch den Zudrang der Bewunderer verursachte Erregung einer seltsamen Ernüchterung Platz machte. Es nahen die schlimmsten Augenblicke der Corridatage, Bangigkeit und Beklemmung der letzten Stunden unmittelbar vor Ausbruch nach der Plaza. Stiere von Miura und das Madrider Publikum! . . . Die Vorstellung der Gefahr, die, in der Nähe besehen, ihn beaufachte und zu tollkühnen Leistungen anstachelte, stieg jetzt, wo er allein war, ins Riesenhafte und bedrückte ihm das Gemüt mit entschlicher Wucht, wie ein Ab, wie ein übernatürliches Schrecknis.

Er fühlte sich gebrochen, als ob sich auf einmal die ganze Müdigkeit der letztvergangenen Nacht auf ihn legte. Es wandelte ihn die Lust an, sich auf einem der Betten im Hintergrund des Zimmers auszustrecken. Aber gleich darauf benahm ihm die Aufregung den Schlaf.

Unruhig ging er im Zimmer auf und ab und entzündete eine weitere Savanna an dem Stumpf der soeben gerauchten.

Wie wird sich für ihn die beginnende Madrider Saison gestalten? Was werden seine Feinde sagen? Wie werden seine Rivalen abschneiden? Er hatte schon viele Miura-Stiere getötet, schließlich waren es Stiere wie alle anderen. Aber unwillkürlich mußte er der in der Arena gefallenen Versuchsgenossen gedenken, die fast alle das Opfer der Tiere aus dieser Bückerei geworden. Verdammte Miuras! Nicht ohne Grund verlangten er und die übrigen Espadas beim Abschließen ihrer Verträge eine Zulage von tausend Pesetas, wenn Kampfstiere dieser Art zur Verwendung kamen.

Er maß das Zimmer mit nervösen Schritten. Ab und zu blieb er stehen, um wie stumpfsinnig zu seinem Gepäck gehörende Gegenstände anzugucken; darauf sank er schwerfällig auf einen Lehnstuhl, als überkäme ihn eine plötzliche Ohnmacht. Zu verschobenen Malen schaute er auf seine Uhr. Noch war es nicht zwei Uhr. Die Zeit rückte wirklich nicht vom Fleck.

Um seine Nerven zu beruhigen, hätte er sich am liebsten sofort angezogen und wäre zur Plaza gefahren. Die wogende Menge, der Lärm, die Neugierde der Leute, das Bestreben, angesichts der öffentlichen Bewunderung ruhig und fröhlich zu erscheinen, und besonders die Nähe der Gefahr, einer wirklichen greifbaren Gefahr, verwischten mit einem Schlag die Anfechtungen der Einsamkeit, in das der Espada, fern von allen äußeren Anregungen, etwas verspürte, das eine verdammte Nehmlichkeit mit der Furcht hatte.

In dem Bestreben sich zu zerstreuen, fing er an, die Brusttasche seiner Jacke zu durchsuchen, und zog gleichzeitig mit einem Portefeuille ein parfümiertes geschlossenes Briefkuvert hervor. Er näherte sich einem Fenster, durch das aus einem engen Innenhof ein dämmeriges Licht hereinschimmerte, besah sich das Kuvert, das man ihm überreicht hatte, als er das Hotel betrat, und bewunderte die feine Handschrift der Adresse.

Dann erbrach er das Kuvert und zog mit Wonne den seinem Innern entströmenden unbestimmbaren Wohlgeruch ein. Ha, wie doch Personen von Rang und die viel gereift sind, sogar in den kleinsten Einzelheiten ihre unnachahmliche Bornehmheit verraten! . . .

Zimmer wieder las er den Brief mit einem seligen Lächeln, voll Stolz und Wohlgefallen. Es war weiter nichts daran, nur ein halbes Dugend Zeilen: ein Gruß aus Sevilla; man wünschte ihm viel Glück in Madrid und gratulierte ihm im voraus zu seinen Erfolgen. Der bewußte Brief konnte verloren gehen, ohne irgendwie den Ruf der Frau, die ihn unterzeichnete, zu gefährden. Er begann mit den Worten: „Freund Gallardo“, in einer eleganten Handschrift, die die Augen des Toreros gleichsam liebkoste, und schloß mit „Ihre Freundin Sol“, alles in einem kühl freundlichen Stile, wobei er gesiezt wurde, in einem liebenswürdig überlegenen Tone, als ob die Worte nicht einem Gleichgestellten, sondern einem Untergebenen gälten.

Indem der Stiertöter den Brief mit der schönen Verehrung des im Lesen nicht sehr bewanderten Mannes aus dem Bolke betrachtete, mußte er sich unwillkürlich ärgern, weil er herauszufühlen glaubte, daß man ihn geringschätze. „Ach, aus der wird man nie Flug!“ murmelte er, „die kriegt man nicht so leicht unter. Teufelskerl! „Sie“ zu mir zu sagen! Zu mir! Fürwahr, nicht übel!“

Aber angenehme Erinnerungen zwangen ihm wieder ein wohlgefälliges Lächeln ab. Der kühle Ton paßte zum Schreiben; das waren Gewohnheiten einer großen Dame, so die Art einer Frau von Welt. Sein Keger machte nun der Bewunderung Platz.

Was die nicht alles wußte! Mit der mußte man aufpassen, wollte man nicht über den Haufen geworfen werden. Und in seinem Lächeln machte sich ein leiser Anflug von Selbstzufriedenheit bemerkbar, etwas wie der Stolz des Tierbändigers, der den eigenen Ruhm verkündet, indem er die wilde Kraft der gebändigten Bestie hervorhebt.

Während der Lorero in die Lektüre des Briefes versunken war, ging sein Diener Garabato ein und aus und brachte Kleidungsstücke und Schachteln, die er auf das Bett und auf einen daneben stehenden Lehnstuhl legte.

Es war ein in seinen Bewegungen geräuschloser Bursche mit schlanken, geschickten Händen, der scheinbar keine Notiz von der Anwesenheit des Matadors nahm. Seit mehreren Jahren schon begleitete er ihn als Kammerdiener überall hin. Er hatte in Sevilla gleichzeitig mit Gallardo als Stierfechterlehrling die ersten Schritte in der Karriere gemacht; aber alle Pässe und Stöße waren für ihn bestimmt, so wie die Fortschritte und Erfolge seinen Kameraden vorbehalten waren. Eine gewundene, schlechtvernahte, weißliche Narbe, die Spur eines fürchterlichen Hornstoßes, durchsurchte das schwarzbraune, greisenhafte Gesicht des schmächtigen Quirutes wie ein fröhlicher Federzug; daher sein Spitzname Garabato (Schwürzel).

Er war überhaupt mit Narben am ganzen Körper bedeckt. Durch ein wahres Wunder kam er lebendig aus der erfolglosen Lehre davon, und das Grausamste war, daß die Leute oben drein über sein Unglück lachten und ein Vergnügen darin fanden, ihn von den Stieren gestampft und zerrissen zu sehen. Schließlich wurde es ihm doch zu bunt, er entsagte seinen Illusionen und begnügte sich damit, der Begleiter und zuverlässige Diener seines glücklicheren Kameraden zu werden.

Er war der begeistertste Bewunderer Gallardos, obschon er die Vertraulichkeit seinem Herrn gegenüber gewöhnlich zu weit trieb, indem er es sich herausnahm, ihn zu kritisieren und ihm Ratschläge zu geben. Mehr als einmal hörte man ihn sagen, wenn er in der Haut des Meisters steckte, würde er noch viel besser mit den Stieren umzugehen wissen. Die Freunde Gallardos machten sich oft einen Spaß daraus, das unverständene Genie der Stierfechtkunst auf alle mögliche Weise zu hänseln, aber er reagierte gar nicht darauf. Das hielt er unter seiner Würde. Jedenfalls wollte er nicht vollständig auf den geträumten Ruhm verzichten. Nie und nimmer! . . . Um die Erinnerung an seine glorreiche Vergangenheit vor der gänzlichen Vernichtung zu bewahren, sorgte er dafür, daß sein borstiges Haar in gekräuselten Büscheln seine Schläfen bedeckte und daß den Hinterkopf der geheiligte Zopf schmückte, das Abzeichen der Stierfechter, wie er es in den Jugendjahren getragen, um sich von den übrigen Sterblichen zu unterscheiden.

Wenn Gallardo aus irgend einem Grunde über ihn unwillig wurde, schwebte dieses haarige Anhängsel manchmal in großer Gefahr. „Was, Du Hundeseele, unterstehst Dich, den Zopf zu tragen! Den werde ich Dir jetzt gleich abschneiden. Aber sofort, Du Schweinekerl!“

Garabato nahm immer diese Drohungen mit Geduld hin, unsonst, als er wußte, daß sie nie zur Ausführung kommen würden, und er rächte sich dadurch, daß er ein überlegenes Schweigen beobachtete, kombiniert mit einem verächtlichen Achselzucken. Wenn dann am selben Tag der Meister nach glücklich überstandener Corrida als Triumphator zurückkehrte, pflegte Garabato in seiner Gegenwart zwischen den Zähnen zu murmeln:

„Es gibt Leute, die Glück haben. Aber nicht, weil sie es verdienen.“

Aus den Jugendjahren hatte er das Vorrecht herübergerettet, den Herrn duzen zu dürfen. Uebrigens wäre es ihm unmöglich gewesen, den Meister auf andere Weise anzureden, aber das „Du“ war immer von einer ehrfurchtsvollen Betonung begleitet.

Er war von Kopf bis zu Füßen ein Torero und wußte überhaupt von nichts anderem in der Welt, als was mit Stierfechterei zusammenhing, aber seine eigentliche Verrichtung war die eines Kleidermachers und Kammerdieners. An den Umschlägen seines Rockes trug er stets eine ganze Anzahl von Stednadeln und Klammern, und der linke Ärmel war mit verschiedenen Nähnadeln gespickt. Seine dünnen, langfingerigen Hände besaßen eine weibliche Zartheit, um die Sachen zu ordnen und in stand zu setzen.

Nachdem er alles zum Ankleiden des Meisters Nötige herbeigebracht hatte, warf er einen prüfenden Blick auf die zahlreichen Gegenstände; es fehlte nichts. Sodann stellte er sich in der Mitte des Zimmers auf und sagte, wie im Selbstgespräche, mit heiserer Stimme: „Zwei Uhr!“

Gallardo schaute jetzt mit nervöser Kopfbewegung auf, als ob er bisher die Anwesenheit des Dieners nicht bemerkt hätte, steckte den Brief in die Tasche und ging zögernd gegen den Hintergrund des Zimmers, als wollte er den Augenblick des Anziehens so weit wie möglich hinauschieben.

„Ist alles bereit?“

Aber plötzlich rötete sich sein bleiches Gesicht tief. Seine Augen öffneten sich übermäßig wie unter dem Druck einer schreckhaften Ueberraschung.

„Was ist das für ein Kostüm?“

Garabato wollte Rede stehen, aber ehe er noch ein Wort hervorbringen konnte, fiel auf ihn der Zorn des Meisters dröhnend und furchtbar hernieder.

„Kreuzhimmeldonnerwetter! Verdammtes Ferkel, faudummes Luder, was zum Teufel ist Dir denn in den Kopf gefahren? Bist Du verrückt oder was wandelt Dich an, Du Mensch? Eine Corrida in Madrid, Stiere von Miura, und Du gibst mir das rote Kostüm, dieselbe, das der arme Manuel, der Espartero, getragen! Es sieht geradezu aus, als ob Du es absichtlich täteist, als ob Du meinen Tod herbeiwünschtest, Du Hundeseele!“

Immer höher schwoll sein Zorn. In Madrid mit dem roten Kostüm auftreten, nachdem der Espartero in diesem aufgespielt worden, das hieß ja geradezu das Unglück herausfordern. Seine Augen warfen feindselige Blitze, als sähe er sich einem verräterischen Angriff gegenüber, ihre Hornhaut rötete sich, und es schien, als ob er im nächsten Augenblick über den armen Garabato herfallen und ihn mit seinen rauhen Stierfechterhänden mißhandeln müsse.

Ein leises Klopfen an der Tür machte diesem Auftritt ein Ende.

Herein trat ein junger Mann in einem hellen Anzug, mit roter Halsbinde, der in seinen ringgeschmückten Händen den breitkrämpigen corduanischen Filzhut hielt. Der Stierfechter erkannte ihn sofort, vermöge seines Physiognomiegedächtnisses, das gewöhnlich Leute besitzen, die viel mit Volksmengen zu tun haben.

Auf einmal ging er vom Zorn zu einer lächelnden Liebesswürdigkeit über, als fühlte er sich durch den Besuch angenehm überrascht. Es war ein Freund aus Bilbao, ein begeisterter Aficionado und Anhänger der Gallardoischen Kampfesart. Das war alles, worauf der Torero sich befinden konnte. Aber der Name fiel ihm nicht ein. Er kannte so viele Leute. Wie hieß er doch? . . . Das Einzige, worüber er keinen Zweifel hegte, war, daß er ihn duzen mußte, denn zwischen beiden bestand eine alte Freundschaft.

„Nimm doch Platz! . . . Welche Ueberraschung! Wann bist Du gekommen? Alles wohl zu Haus?“

(Fortsetzung folgt.)

Manet und der Impressionismus.

(Ausstellung der Sammlung Pellerin-Paris im Kunstsalon Cassirer.)

Manets Leben ist begrenzt durch die Jahre 1833—1883. In diese Jahre fällt die Befreiung der Malerei von allen romantischen und klassischen Nüderinnerungen, von allen historischen und sentimentalen Darstellungen, die das Interesse von dem Eigentlichen, von der Malerei, ab auf das Inhaltliche, das Dargestellte ablenken. Das Illustrationsmäßige wurde abgetan, die Farbe kam zu ihrem Recht. Man hatte überall verjucht, mit dem Inhalt zu verblüffen. Man ging nach Griechenland, nach Italien, nach Holland, man malte bedeutame Begebenheiten der Geschichte — nichts

half. Man lehrte bei der eigenen Natur, bei der unmittelbaren Umgebung, ein und siehe da, als man ganz ab sah vom äußerlichen Effekt, da entdenkte man den Zauber des atmosphärischen Lichts und den Reiz der Farben.

Die Franzosen haben diesen Kampf als erste durchgekämpft. Sie malten erst wie die Meister der Renaissance, sie malten wie Rubens, sie malten dann wie die Holländer, die Maler des Kofoto malten sie nach — nichts half. Da erkannte man, daß nur die Natur vorbildlich sein könne und Jola gab die Parole aus, die von der damaligen aufstrebenden Jugend geprägt war: „Laßt die Sonne herein!“

Das war der Impressionismus (Eindrucksmalerei), der nun auf die Fahne geschrieben wurde. Sein Sinn: Die Dinge nicht so wiederzugeben, wie sie sind, sondern wie sie scheinen: nicht wie der rechnende Verstand sie weiß, sondern wie das Auge, das eingestellt ist auf den einen entscheidenden Schpunkt, der das Wichtige, das Wesentliche gibt, sie sieht. Damit ist von selbst gesagt, daß Abstufungen erscheinen. Das Auge sieht nicht alles gleich deutlich; dieses Wesentliche gilt es hervorzuheben, so daß danach die Teile sich sinngemäß unterordnen, im Erscheinungswert, in der Leuchtkraft, was man in der Malersprache Valeurs nennt.

Im Zusammenhang damit steht unsere feinere Empfindlichkeit in der Aufnahme von Bewegungsmotiven. Die Japaner haben uns das gelehrt. Ebenso aber trägt auch die sorgfältigere Ausbildung unserer optischen Apparate mit dazu bei, die uns Bewegungen sehen lassen, an die wir sonst nicht glaubten, an die sich nun das Auge gewöhnte.

Das alles war nicht eine ganz neue, umstürzlerische Entdeckung. Immer waren die Maler darauf darauf aus gewesen, das Licht im Farbenpiel einzufangen. Aber dem Grade nach war es eine erhebliche Verfeinerung. Schon in Italien war man in der Renaissance den Problemen der Hellmalerei nachgegangen; Velasquez ordnete die Farben dem Licht unter, unter dessen Wechsel sie sich nuancieren; und Goya hatte es gewagt, grelle Lichteffekte zu geben; an Rembrandt braucht man nur zu erinnern; und Turner in England gab sprühende Bilder, in denen sich alles in Licht auflöste. Aber die Intensität, mit der man sich nun diesem neuen Ideal hingab, war nie so durchgängig rege gewesen. Alle Regeln der Komposition wurden über den Haufen geworfen; das Unsymmetrische gab den zufälligen Reiz der Erscheinung suggestiver wieder. Nicht lebensgetreu alles Detail nachzumalen galt es. Den Haupteindruck wollte man geben, mit all dem Zwingenden des Moments. So befreite man sich immer mehr von der slavischen Abhängigkeit von der Natur und kam immer mehr einer Schönheit nahe, die nur aus den eigentlichen Mitteln der Malerei geboren war. Die Natur war das Vorbild. Aber ebenso maßgebend war das Auge des Malers, in dem sich das Eigentliche, das Wichtige des Motivs, um dessen willen er dieses wählte, herausdestillierte.

Und die Farbe, dieses Medium des Künstlers, trat nun wieder in ihre Rechte. Was diese Maler gaben, war nicht in dem Sinne ein fertiges Bild, in allen Teilen ausgeführt, wie man es früher gefannt hatte. Das Unfertige, das Skizzenhafte war notwendig, um dem Werk den Zauber des Moments, des Lichts zu erhalten. Für die Mängel des im Detail Unfertigen entschädigte das Ganze, auf das der Betrachter hingelenkt wurde, entschädigte die Schönheit der Farben, das Leichtflüssige des Vortrags, das Spiel des Lichts; man hatte entdeckt, daß auch im Schatten die Farben noch leuchten und daß es keine Lokalfarben, bestimmt und unabänderlich gibt, sondern daß eins das andere beeinflusst. So war die Natur eine Vorratskammer reizvollster, neuer Motive und der Künstler, der trunken diese Welt, die sich vor ihm wie neu aufat, durchwanderte, war der Entdecker.

Manet war der Bahnbrecher dieser neuen Malerei.

Aber auch bei ihm zeigte es sich, daß die Franzosen neben dem Revolutionären das Gefühl für Tradition besitzen.

Alle diese Maler hatten braunlaucig zu malen begonnen, wie es früher üblich war, und erst nach und nach befreiten sie sich aus diesen Fesseln. Da dämpfen sie nicht mehr die Farben ab, volles Licht strömt ein und ihre Palette zeigt helle Nuancen.

Auch lassen sich bei Manet sehr wohl die Meister nachweisen, an denen er sich erzieht.

Velasquez! Dieser folgt er. Dieser spanische Maler des 17. Jahrhunderts hatte zuerst versucht, hellere Töne zu geben; er stellt die Menschen, die er malt, in ein fluktuierendes Licht, das alle Farben eint. Seine Farbenharmonien sind kühl und gewählt; Schwarz, Gelb, Grau, Blau. Aus dieser Periode Manets ist auf der Ausstellung bei Cassirer vornehmlich das „Frühstück im Atelier“ (drei Personen an einem gedeckten Tisch) zu nennen. Atelierricht, abgedämpftes, dominiert noch. Die Figuren sind gestellt. Alles ist auf Grau gestellt. Manier noch und Einfluß der alten Meister.

Franz Hals! Von ihm lernt er den breiten, flüssigen Strich, das Satte, Wolle aller Töne, das Unmittelbare, Flotte, Ueberzeugende des Eindrucks. Man kann als Beispiel hierfür das Selbstbildnis anführen, das in dieser breiten, flüssigen Manier gemalt ist, auf dem übrigens Manet mit seinem braunblonden, langen Vollbart mehr wie ein Deutscher denn ein Franzose ausfiehlt.

Schließlich Goya. Dieser zweite Spanier, dem Manet folgt, hat es ihm ganz besonders angetan. Goya steht an der Schwelle

der modernen Zeit. Sein Temperament ist nervös, leidenschaftlich, satirisch; er liebt das Groteske und seine Farben sind prickelnd. Und diese Liebe geht so weit, daß Manet selbst die Motive übernimmt. Er malt spanische Damen in Spitzenkleidern und das Spiel der schlächtigen Nuancen, die breite Malweise, die seine Abgestimmtheit der Farben feiert schon hier Triumphe. Ein solches spanisches Bildchen ist auch hier zu sehen.

Dann aber kam die Wandlung. Sie setzte ungefähr in den siebziger Jahren ein und nahm schließlich das ganze Interesse des Malers in Anspruch, dessen Werke unter dem Einfluß dieser Idee eine total andere Erscheinung annahmen. Alles atelierhafte Dämmerlicht schwindet. Zwanglosigkeit im Arrangement statt schematischer Komposition. Manets ganze Palette hellte sich auf. Fast geht es von nun an wie ein Staunen durch Manets Schaffen und er geht durch die Welt mit der Freude des Künstlers, der die Natur sich neu erobert. Licht und Lust strömen ein. Er absondert nicht die Natur, er wählt aus. Dieser Prozeß ist notwendig; daher kommt es, daß doch nicht der Zufall herrscht.

Ein Umstand kam Manet scheinbar zu statten. Seine Art, zu zeichnen, dem Bilde das Gerüst gewissermaßen zu geben, hatte immer einen Rest von Unsicherheit, Unbeholfenheit. War das ein Fehler? Ahnte er schon ein anderes Ziel? Genug, aus dem Fehler wurde ein Vorzug. Nun hatte er den Mut, zu bekennen: nicht auf die Zeichnung kommt es in der Malerei an, sondern auf die Farbe. Wie sie sich über die Fläche verteilt, wie sie sich lustenweise abtönt unter dem wechselnden Licht, im Wehen der Luft, so daß alle Teilchen zu leben, zu vibrieren scheinen, das ist das neue Programm, dem er dient. Die Natur wird ein Vorrat solcher Motive, die von Minute zu Minute vergehen; sie ist ein unerlöschliches Schatzkästlein an schimmernden Schönheiten. Von Anfang an in der Linie, in der Zeichnung unsicher (seine Gestalten sind oft eckig, die Augen starr), verliert er sich nicht darin, hier sich mit künstlichen Abhilfeversuchen abzuquälen; er sucht die Sonne, die der Farbe erst das Leben gibt, die früher tot und starr war, die Sonne, die allen Erscheinungen erst Wert gibt. Er kam zu so feinen Verteilungen der Nuancierungen, daß er auf anderem Wege als auf dem genaueren Zeichnen die Naturwahrheit erreichte. Er modellierte mit der Farbe, mit ihrem Wechsel von Licht und Schatten und ihrem Leben selbst im Dunkeln. Breit und doch leicht, sicher und doch vibrierend legen sich die Farbflecken ab, und so wird das Bild zu dem, was es seinem Wesen nach sein soll: keine Ideenallegorie, keine Gesichtsdarstellung, keine Anekdote, sondern eine Offenbarung, der Schönheit abgetönter Farben, eine koloristische Schöpfung.

Man kann auf dieser Ausstellung verfolgen, wie der Maler geradezu fanatisch diese Bestimmung seiner Sendung ergriff. Die meisten Bilder dieser Sammlung stammen aus den entscheidenden Jahren 70—80, wo erst taufend diese neue Erkenntnis einzieht, um immer unumschränkter zur Herrschaft zu kommen. Manet malt nun das Frühstück im Freien mit dem latten Hintergrund des Grün, von dem die Kleider sich schimmernd abheben; er malt seinen Freund im Boot auf der blauen See, und es ist wie ein Juwel, von blitzendem Licht übersät. So geht es fort, immer bleibt das Ziel gegenwärtig, den Schönheiten der Farben nachzugeben, wie sie sich wandeln unter dem Hauber des Lichts und der Sonne und der Luft. Und schließlich geht er nicht mehr allein. Gefährten begleiten ihn. Aus den Versuchen wird das Programm, das für uns nun schon fast historisch geworden ist.

Das Aufkommen des Impressionismus hat die ganze Malerei revolutioniert. Kein Volk hat sich in seinen Künstlern dem entziehen können. Man kann wohl sagen, daß diese konsequente Durchführung des Freilicht-Programms eine Entdeckung war, wie sie sich in der Kunst nur in Jahrhunderten ereignet. Zuerst von einem kleinen Kreis propagiert (die alle an dieser Idee, die nicht Manets Alleintum war, teilhatten und sie auf ihre Spezialgebiete anwandten, wie Renoir, Degas, Pissarro, Sisley, Monet), eroberte dies Programm alle Welt. Die jungen Generationen, die nach Befreiung aus Fesseln lechzten, strömten ihm zu. Wer näher zusieht, wird wahrnehmen, weshalb gerade Frankreich dazu ausersehen war. Es lebt ein gut Teil Nokofo in diesem Spiel der Lichter und Farben. Das ist das Erbteil der Franzosen, daß die malerische Begabung in ihre Wiege gelegt ist. Watteau, Fragonard, sie haben schon jene Träume des Lichts geahnt, als die Entwicklung an anderen Orten noch in den Banden des Ueberkommenen lag.

Späterhin hat der Impressionismus sich immer weiter entwickelt und es sind wieder Probleme aufgefunden, von denen man am Anfang nichts wußte. Er trug viele, neue Keime in sich, daher ist er so lebensfähig gewesen. Denn er hat, so sehr er von Schönheit und Licht durchtränkt ist, schwere Kämpfe zu bestehen gehabt, zumal in Deutschland, wo man von dem Inhalt, dem sentimental oder historischen, eines Bildes nicht lassen wollte und eine genaue Durchmalung aller Teile nach der Art des Illustrators verlangte und wo nach offizieller Ansicht die Kunst nur zur Repräsentation und zur Glorifizierung militärischer Siege da ist. Vom allgemeinen Publikum zuerst mit Hohlnächeln begrüßt, hat er sich die ganze Welt erobert. Man braucht nur durch eine der zahllosen Ausstellungen zu gehen, die alljährlich stattfinden, man wird überall seine Erkennungszeichen finden: Licht und Luft statt gedämpften Dunkels; hellste Farben statt trübster Saucen, Bewegung statt Modelliertheit; Leben statt Allegorien.

Denn auch das ist ein Verdienst des Impressionismus, daß er die Künstler zum Leben geführt hat. Sie haben die Reize der vielgeschmähten Großstadt entdeckt. Auch hier ging Manet bahnbrechend vor. Wie Millet den Bauern, Meunier den Arbeiter, so entdeckte Manet den Großstädter. Er selbst liebte die Stadt und ihr nervöses Leben, er ging in die Cafés, in die Theater, in die Bars, in die Restaurants, auf die Promenaden, und überall entdeckte er neue Reize. Überall suchte er das Licht. Die Schönheit der Beleuchtungen fand er im Freien ebenso wie im Innenraum, immer umspielte er die Menschen und die Dinge und gab den Farben ihren wechselnden Reichtum. Da ist nichts statutarisch langweilig, nichts gestellt. Die Konturen lösen sich auf; über die Flächen vibriert das Licht und die strenge Form folgt flutender Bewegung. Aus der Unruhe des modernen Lebens ist eine neue Schönheit bleibend gewonnen.

E. E. W.

Die Farben des Himmels und des Meeres.

Die alltäglichsten Erscheinungen bieten zum Teil dem Streben nach Erklärung die größten Schwierigkeiten dar. Das eindrucklichste Beispiel ist wohl der vom Baum fallende Apfel, der nur eines der größten Genies aus der gesamten Geistesgeschichte der Menschen, Isaac Newton, dazu veranlassen konnte, das Gesetz der Schwerkraft zu ahnen und später zu ergründen. Andere Naturwunder der alltäglichen Beobachtung widerstehen dem Scharfsinn des Menschen, obgleich sie von vielen immer aufs neue als Wunder empfunden werden, während der Fall eines Apfels eben bis auf die Zeit Newtons von allen Menschen als etwas Selbsterklägliches hingenommen worden war. Die Erscheinungen, die fast bei jedem Menschen „mit schwingendem Gehirn“, wie Friedrich Theodor Vischer sagen würde, wühbegierige Fragen veranlassen, bringen diese Folge gewöhnlich durch eine starke Wirkung auf die Sinne zuwege. So bringt namentlich alles, was eine kräftige und vielleicht gleichzeitig noch schöne Farbe offenbart, durch das Auge auf den Geist des Menschen in Erregung. Die Frage, warum ist der Himmel blau? hat unzählige Gehirne beschäftigt, darunter sicher auch viele, die nicht durch Verus und Gewohnheit zur Verfolgung naturwissenschaftlicher Probleme neigen. Noch häufiger wird die Frage nach den Ursachen der verschiedenen Farben des Wassers gestellt. Wer längere Zeit an einem Alpensee sich aufgehalten oder wer die bald himmelblauen, bald lichtgrünen Gewässer der tosenden Gebirgsbäche Norwegens gesehen oder wer die wunderbaren Farbveränderungen des Meerwassers beobachtet hat, muß dadurch eine ganze Fülle von Gelegenheiten zum Kopfschütteln bekommen haben. Und in der Tat entspringen aus diesen Erscheinungen viele Fragen von tiefgründigem Wesen, an deren Lösung schon viele Forscher gearbeitet haben, ohne darum zu einem vollständigen Erfolg durchgedrungen zu sein. Eine Uebersicht über den Stand der Kenntnis von den Ursachen der Farben des Meeres einerseits und des Himmels andererseits hat der Physiker Rayleigh in einem Anfang März vor der Royal Institution in London gehaltenen Vortrag in musterhafter Weise gegeben. Er ging von der Tatsache aus, daß die Farbe einer Flüssigkeit nur dann richtig wahrgenommen werden kann, wenn das Licht hindurch geht. Die Wahrheit dieses Satzes zeigt sich zum Beispiel darin, daß eine sehr dunkelfarbige Flüssigkeit gewöhnlich ganz schwarz erscheint, auch wenn sie noch weit davon entfernt ist. Auf Grund dieser Erkenntnis wird man in das Rätsel der Farben des Meerwassers etwas tiefer eindringen können. Früher wurde meist angenommen, daß die eigentliche Farbe der See ein schönes Blau sei. Ohne Zweifel sieht man diese Farbe am Meerwasser oft genug; aber man mußte sich doch bald sagen, daß ihr Ursprung wahrscheinlich nicht in einem Bestandteil des Wassers selbst, sondern in der Widerspiegelung der Himmelsfarbe zu suchen sei. Daß dem so ist, geht auch aus dem Umstand hervor, daß die blaue Farbe des Meerwassers besonders schön herborzutreten pflegt, wenn die Oberfläche leicht bewegt ist, weil dann die reine Farbe vom Zenith des Himmelsgewölbes in das Auge des Beobachters geworfen wird, während sie sonst senkrecht nach oben zurüdgepiegelt, also seiner Wahrnehmung entzogen wird. Bei höheren Wellen wiederum zeigt die Vorderseite das schönste Blau. Das ist also Himmels-, und nicht Wasserfarbe. Wenn man nun diese kennen lernen will, so liegt es nahe zu schließen, daß man sie am besten werde beobachten können, wenn die See stark bewegt ist und man durch eine Welle hindurch nach der hinter ihr stehenden Sonne blicken könnte. Hat man das Glück, eine solche Gelegenheit zu erwischen, so erblickt man keine blaue, sondern eine vollgrüne Farbe. An seichten Stellen wäre es auch bei völliger Glätte des Meerespiegels leichter möglich, die reine Farbe des Wassers festzustellen, aber es gelingt nur selten, weil in den meisten Fällen die Farbe des Meeresbodens die des Wassers beeinträchtigt und gewissermaßen verunreinigt. Dies sind nun ungefähre die Beobachtungen, die auf gewöhnlichem Wege von jedermann gemacht werden können. Die Naturforscher sind der Frage noch anders zu Leibe gegangen und sind auch zu andern Ergebnissen gelangt. Der berühmte Humphrey Davy war vermutlich der erste, der mit größter Bestimmtheit den allgemeinen Satz aussprach, die Farbe des Wassers sei blau, und der nicht weniger geniale Bunten kam etwas später zu demselben Schluß. In neuerer Zeit hat sich hauptsächlich der belgische Physiker Spring

mit Experimenten abgegeben, um die natürliche Farbe des Wassers zu ermitteln. Er benutzte dazu gewaltige Glasröhren von 26 Meter Länge. Das Ergebnis dieser Untersuchungen lautet gleichfalls dahin, die Farbe von vollkommen reinem Wasser sei blau und nur dem reinsten Blau des Himmels vergleichbar. Schon bei geringen Verunreinigungen verwandelt sich diese Farbe in grün oder sogar in Gelb. Ein anderer Forscher, Dr. Auffesoh, hat die Wasserfarbe mit dem Spektroskop geprüft und festgestellt, daß reines Wasser nur für blaue und violette Strahlen fast vollkommen durchlässig ist. Diese Tatsache genügt zur physikalischen Erklärung der blauen Grundfarbe des Wassers. Lord Rayleigh hat sich nun der gleichen Aufgabe gewidmet. Er arbeitete mit Röhren von 3 1/2 Meter Länge und untersuchte darin Wasser aus den verschiedensten Gegenden des Weltmeers. Er verschaffte sich beispielsweise Proben von Capri und aus dem Meerbusen von Suez, und beide Proben zeigten eine blaue, aber doch etwas ins Grünliche spielende Farbe. Eine andere Wasserprobe, die von der südeuropäischen Küste stammte, erwies sich dagegen als durchaus grün. Gerade dies Wasser aber bot Lord Rayleigh die Gelegenheit, über jeden Zweifel hinaus festzustellen, daß diese Abänderung der Grundfarbe auf einer Verunreinigung beruhe, denn nach einer sorgfältigen Destillation wurde dies Wasser ebenso blau wie das von Capri und Suez. Zum Schluß wandte sich Lord Rayleigh auch der schwierigen Frage nach dem Ursprung der Himmelsfarbe zu. Er teilt die Ansicht, daß sie eine Folge der Zerstreuung des Lichts durch kleine Teilchen sei, während Spring gemeint hat, sie würde durch die Wirkung eines chemischen Stoffs in der Luft hervorgerufen. Diese Vermutung hält Rayleigh deshalb für falsch, weil sonst die untergehende Sonne blau und nicht rot erscheinen müßte. Worin die angenommenen Teilchen bestehen, die in der Luft schwebend, die blaue Himmelsfarbe verursachen sollen, kann nur in unbestimmter Weise gesagt werden. Man könnte sie als winzigen Staub, als Wasserbläschen oder ähnliches annehmen, Lord Rayleigh aber meint, daß es die eigentlichen Moleküle der Luft seien, die am meisten zur Zerstreuung des Lichts und damit zur Entstehung der blauen Himmelsfarbe beitragen.

Kleines feuilleton.

Wölkerrunde.

Vom Bismarck-Archipel, der vor der Zubasion preussischer Assessoren recht und schlecht auf den Namen Neubritannien hörte, bringt jetzt Dr. Mich. Thurnwald nach mehrjähriger Forschungsreise neue Kunde. Aus dem zoologischen Teil seines vorzüglichen Berichts („Zsch. f. Ethn.“) wird folgendes interessieren: Die Güterzirkulation ist sehr gering und findet nur für besondere und Luxusbedürfnisse statt, da im übrigen jeder einzelne Haushalt seinen Bedarf selber aufbringt. Feste, Zeremonien und Feste führen in der Regel zu einem Austausch von Gütern, insofern Hochzeiten, Friedensschlüsse, Annahme in den Eintrageverband nicht ohne die Hergabe von Geschenken möglich sind. Diesen Geschenken hat unweigerlich ein angemessenes Gegengeschenk zu folgen, wodurch sich also ein besonderer Geschenktausch herausgebildet hat. Alle Werte gruppieren sich in dieser Reihenfolge: 1. das Weib, 2. das Geld (Macht), 3. das Schwein (Essen). Um Weiber entstehen ganze Kriege. Geld wird aus dem Boden einer Seescheidenart roh gefertigt, auf Fäden gereiht und nach Mastern gemessen. Schweine bilden, wie überall in der Südsee, den Festbraten; sie laufen verwildert im Busch umher und werden in Schlingen oder Lohern gefangen. Die Stellung der Frau war früher besser, als der Mann noch mit den Waffen in der Hand beständig auf die persönliche Sicherheit bedacht sein mußte. Jetzt, wo der Europäer das Land regiert, hat der Mann, als der Stärkere, schleunigst aus der Situation den Nutzen gezogen; er faulenz und schmaucht Tobak, während die Frau der Kadesel für alles ist. Die Ehe ist im allgemeinen die Eisehe, wahrscheinlich wegen des Kostenpunktes; denn die Weiber, die Häuptlinge, leisten sich, wie allenthalben in der Welt, mehrere Bettgenossinnen. Die Ehe wird durch zwei Heiratsvermittler zustande gebracht, die vor allem vereinbaren, wie viel der Vater des Ehegatten für den Uebergang der Braut an seine Sippe zu zahlen hat; die wirtschaftlichen Eigenschaften des Mädchens werden erst in zweiter Linie toziert. Der Vater des Bräutigams führt die Schwiegertochter zunächst in sein Haus. Sie bleibt dort, bis das neue Haus für die Ehegatten unter Dach und Fach ist, was manchmal bis zwei Monate dauert. Bis dahin darf zwischen den Gatten kein ehelicher Verkehr stattfinden: es scheint aber nach Thurnwalds Bericht nicht ausgeschlossen, daß sich der Schwiegervater bei der jungen Frau die Sporen verdient. (Wir hätten dann ein Verhältnis, das aus einigen slavischen Bauerngegenden als Snocattschelwo bekannt ist. Dort braucht man Menschen und wieder Menschen zur Arbeit; daher vermählt der Bauer seinen kleinen Knaben schleunigst mit einem mannbaren Mädchen und lebt mit ihr als Ehemann, bis der Sohn groß genug geworden ist, um sie zu ehelichen.) Grundlage der politischen Verfassung sind die Häuptlingsbünde. Die Bündnisse sind rein persönlich und nicht vererbbar. Sie werden durch die besondere Zeremonie der Unu-Feier abgeschlossen und besteht in der gegenseitigen Verpflichtung zur Vutrache. Die Unu-Feier wird mit den mündig gewordenen Knaben vorgenommen. Der Vater befiehlt mit

seinem Sohn ein Gerüst und hält eine Rede, in der er die Anwesenden auffordert zu essen, den Häuptling, das Schwein entgegenzunehmen und ihn und seinen Sohn zu beschützen; er selbst wolle auch im Notfall für ihn kämpfen. Dann läßt er dem Häuptling seinen Speer überreichen, wodurch der Vertrag vollzogen ist. Die Geschichte ist natürlich wegen der Geschenke teuer, und nur reiche Leute können ihren Sohn in mehrfache Bündnisbeziehungen bringen. Auch die angesehensten Häuptlinge gelten nur als die Ersten unter ihres gleichen. Zwang und Befehlsgewalt ist unbelannt, und nur der Einfluß einer kraftvollen Persönlichkeit richtet etwas Besonderes aus. Auch bei Zweikämpfen und Streitigkeiten wegen Ehebruchs oder Diebstahls wird der Häuptling nur gewissermaßen als Duellzeuge hinzugezogen, um bei genigender Verwundung Einhalt zu gebieten. Bei Verbrechen wird wohl eine bestimmte Person als Täter, z. B. durch Orakel, bezeichnet; die Rache aber trifft die ganze Sippe. Bei vorgekommenen Totschlag muß erst auf der Gegenseite Blut fließen, eventuell bis in weiterer Verletzung von Totschlag und Mord auf beiden Seiten gleich viel Opfer gefallen sind; erst dann wird Sühnegeld bezahlt, gewöhnlich 100 Faden Muschelgeld pro Kopf; dies ist aber nur eine Formalität, da jede Partei an die andere ebensoviele wieder zurückzahlt. A. K.

Geologisches.

Der Aetna. Der Professor für Gesteinslehre an der Wiener Universität C. Doelter schreibt über die durch die jüngsten Ausbrüche wieder in den Vordergrund des Interesses gerückten Probleme des Vulkanismus in der „Wiener N. Fr. Presse“: „Alle unsere Theorien über die Entstehung der Vulkane sind auf überaus unsicherer Basis aufgebaut, es sind mehr oder weniger Mutmaßungen, und eigentlich haben wir hier seit einem Jahrhundert nur wenig Fortschritte gemacht; es tauchen immer wieder Ideen auf, die vor hundert Jahren als abgetan betrachtet wurden. Bald wird das Meer als Ursache des Vulkanismus genannt, bald wird wieder das Gegenteil behauptet, das Wasser habe mit den Eruptionen nichts zu tun. Es wird noch manche Eruption erfolgen, bis wir darüber im klaren sein werden; zur Entscheidung dieser Frage wäre es wichtig, die nach einer Eruption auftauchenden, dem Krater entströmenden Gase zu untersuchen, um zu konstatieren, ob sie hauptsächlich aus Wasserdampf sind und nicht etwa aus anderen Gasen bestehen, deren Natur festzustellen ist; denn die letzte Phase der Vulkanfragen ist die Ansicht des Genfer Gelehrten Brun, die wieder dahin geht, das Wasser sei nicht die Ursache der Eruptionen. Jetzt wäre gerade der Zeitpunkt günstig, um diese Frage zu entscheiden, allerdings müßte man noch etwas warten, bis man sich der Ausbruchsstelle mehr nähern kann, denn nach der Abkühlung der Lava werden die Untersuchungen günstige Resultate bringen können.“

Eine weitere wichtige Frage ist die der Temperatur der Lava; auch hier wissen wir noch nichts Positives. Ich führte im Jahre 1898 eine Temperaturmessung am Vesuv aus, aber es war nur an einer kleiner Ausbruchsstelle möglich, die jedoch den Vorteil hatte, daß man sich der Lava nähern konnte, und es gelang mir, zu konstatieren, daß die Temperatur unter dem Kupferschmelzpunkt lag, also unter 1100 Grad. Die Temperatur der Aetna-Lava ist jedoch noch tiefer, vielleicht könnte eine Messung gelingen, dort, wo kleinere Ströme sich von dem Hauptstrom abzweigen, denn für die Untersuchung ist es immerhin nötig, sich auf zirla zehn Meter nähern zu können. Notwendig wäre auch die Untersuchung der Radioaktivität der frischen Lava, da nach neueren Forschungen die vulkanische Tätigkeit vielleicht mit der durch radioaktive Vorgänge entwickelten Wärme im Zusammenhang stehen kann. Eine andere Frage, welche früher aufgetaucht ist, ist die der Schnelligkeit, mit der die Lava sich bewegt; es ist klar, daß dies auch eine Frage von eminent praktischer Wichtigkeit ist. Von welchen Faktoren hängt nun diese Schnelligkeit ab? Vor allem von der Steilheit des Gehänges, von der Masse der ausgeworfenen Lava, dann aber von den physikalischen und chemischen Eigenschaften der Lava selbst, nämlich von der chemischen Zusammensetzung, die den geringeren oder größeren Flüssigkeitsgrad bedingt, dann aber auch von dem Wassergehalte, da stark imprägnierte Lava flüssiger ist als solche, welcher Wasser fehlt; so ist die Lava des Vesuv, trotz einer chemischen Zusammensetzung, die geringeren Flüssigkeitsgrad erzeugt, sehr dünnflüssig wegen ihres hohen Wassergehalts, und die jetzt ausgeworfene Lava scheint, da sie sehr langsam sich bewegt, nur wenig Wasser zu enthalten.

Den Aetna sollte eigentlich jeder Naturforscher beschäftigen, denn er bietet nicht nur den Mineralogen und Geologen viel Interessantes, auch der Chemiker, der Meteorologe und Physiker, wie auch der Geograph schöpfen dort viel Belehrung. Der Vesuv ist ja gegen der Aetna ein Zwerg; der letztere bedeckt ein sehr großes Areal und ist mehr als doppelt so hoch wie der Vesuv; um seinen großen Krater liegen wie Kinder nicht weniger als 120 nennenswerte Krater, von denen manche ganz respektable Dimensionen haben, und diese sekundären Krater senden mitunter riesige verheerende Lavaströme aus. Denn zwischen Aetna und Vesuv besteht auch der Unterschied, daß die Lavaströme des ersteren weit vom Hauptkrater aus den sogenannten Sekundärkratern stammen.“

Prof. Doelter bringt, um ergiebige Untersuchungen zu ermöglichen, die Errichtung eines mit allen modernen wissenschaftlichen Hilfsmitteln ausgestatteten Observatoriums am Aetna in Vorschlag.